

DIE KIRCHE GRINST

Man muss weit zurückgreifen, um zu erfahren, wofür die christlich genannte Kirche steht. Oder stand, denn inzwischen steht sie für gar nichts mehr. Als sie vor zweitausend Jahren in der Gestalt einer jüdischen Sekte aufkam, hielt sie auf Abstand zum Staat, zum Kaiser, zur Regierung. Der Staat, das war Rom, und Rom stand für alles, was den Christen zuwider war, für Reichtum, Unzucht, Gewalt, Ruhmsucht, Völlerei und Götzendienst. Im Gleichnis vom Zinsgroschen, das in die Mahnung ausläuft, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, und Gott zu geben, was Gottes ist, wird die Vision von den zwei Reichen, die Konkurrenz von geistlicher und weltlicher Macht, die Lehre von der Gewaltenteilung, die in der Geschichte des Abendlandes eine so folgenreiche Rolle spielen sollte, zum ersten Mal verkündet. Sie ist umkämpft und angefeindet, bestritten und verteidigt worden wie sonst nichts, hat sich inzwischen allerdings erledigt. Denn die moderne Kirche hält nicht mehr auf Abstand, sondern auf Nähe zum Staat. Rats- und Bischofskonferenzvorsitzende haben kapituliert, sind übergelaufen und suchen Unterschlupf bei der Regierung. In Zeiten der Globalisierung, der Interreligiosität und des Multikulturalismus wollen die Kirchen dasselbe wie alle Welt, sie wollen mitmachen, divers und trans und bi und queer sein und was es sonst noch gibt im Warenhaus der Postmoderne.

Der Glanz, der Reichtum und die Macht der weltlichen Potentaten haben die Vertreter der Geistlichkeit seit jeher in Versuchung geführt, und Päpste und Kardinäle, Oberhofprediger und Generalsuperintendenten haben der Versuchung auch immer wieder nachgegeben. Es hat dann allerdings nie lang gedauert, bis die Gegenbewegung in Gang kam und ein Reformator auftrat, der sich der Ursprünge entsann, die Verweltlichung bekämpfte und die Rückkehr zum einfachen Leben predigte. Cluny ging voran, die Bettelorden folgten, dann kamen Hus und Savonarola, und dann kam Luther. Er hatte mehr Glück als seine Vorgänger, der Scheiterhaufen blieb ihm erspart – wahrscheinlich, weil sich die weltliche Macht in der Gestalt Friedrichs des Weisen, des Kurfürsten von Sachsen,

seiner angenommen und ihm den Schutz gewährt hatte, dessen Fehlen Hus und Savonarola so teuer bezahlen mussten. Der Reformator zeigte sich erkenntlich, indem er seine Anhänger dazu anhielt, der Obrigkeit dienstbar zu sein: ein Tauschgeschäft, bei dem beide Seiten gewannen, die Kirche genauso wie der Staat. Der preußische König konnte sich auf seine Unierten, der Führer auf seine Deutschen Christen, der Staatsratsvorsitzende auf seine Kirche im Sozialismus verlassen – auf den Protest, dem diese Kirche ihren Namen verdankt, dann aber auch. Das Aufbegehren, der Widerspruch, die Opposition lag den Protestanten im Blut und ließ nie lange auf sich warten.

Bis jetzt jedenfalls; denn das hat sich geändert. Die EKD, die Evangelische Kirche Deutschlands, hat sich in eine Staatskirche verwandelt, der die Geschlossenheit, der einheitliche Auftritt über alles geht. Sie organisiert Mehrheiten, um Minderheiten auszustechen, Andersdenkende bloßzustellen und Abweichlern den kurzen Prozess zu machen; Männer wie Olaf Latzel in Bremen oder Carsten Rentzing aus Dresden haben erfahren, mit welcher Erbarmungslosigkeit die lieben Mitbrüder und Mitschwester gegen Leute vorgehen, die nicht genauso denken und dasselbe wollen wie sie.

Es war eine evangelische Theologin, die im Prozess gegen Latzel auf einem harten Urteil bestand und sich dabei nicht auf die Bibel, sondern auf den Konsens der Wissenschaft berief. Man muss die Wissenschaft nur durch den Papst und den Konsens durch das Konzil ersetzen, um ziemlich genau die Position zu treffen, die der hohe Klerus gegen Luther vertreten hatte und der Luther mit dem bekannten Wort, auch Päpste und Konzilien könnten irren, entgegengetreten war. Tatsächlich steht die evangelische Kirche heute etwa dort, wo die katholische vor fünfhundert Jahren gestanden hatte: Sie ist so bigott, so unduldsam und so rachsüchtig wie seinerzeit die Konkurrenz – nur dass der Protest, der Widerspruch, das Aufbegehren fehlt. Dazu besteht kein Anlass mehr, denn die Kirche ist langweilig geworden.

Ihr Reich ist ganz und gar von dieser Welt. Sie will ihre Kunden – Gläubige, das klänge altmodisch,

ewiggestrig, reaktionär – nicht in irgendwelche transzendenten Traumwelten entführen, sondern mitten hinein ins pralle, möglichst nackte Leben; deswegen Vulva-Malen, Schwulen-Segnung und so weiter. Modernisierung, Rationalisierung und Digitalisierung, die Hieb- und Stichwörter der neuen Zeit, werden bemüht, um oben auszubauen, was unten abgeräumt wird. Die Kirchenleitung lässt die Hauptquartiere wachsen und die Gemeinden schrumpfen, und wer das bedauert oder nach den Gründen fragt, bekommt etwas von Synergie zu hören, dem Deckwort für den modernen Weg zur Macht. Im großen Haus der EKD soll es nur *eine* Wohnung geben, und wie die aussieht, wozu sie dient und was in ihr passiert, darüber befinden nicht die Bewohner, sondern die Hausmeister und Hausmeisterinnen. Was früher einer Pyramide glich, verwandelt sich in einen Pilz mit breiter Krempe; von Kopf spricht man da lieber nicht.

Die Kirche leidet unter ihrem schlechten Gewissen. Sie glaubt, zu oft den rechten Arm emporgerissen zu haben, und will sich nun ein gutes Gewissen machen, indem sie den linken hebt. Die Vergangenheit drückt, sie muss bewältigt und entsorgt werden, und was das heißt, bekommt auch Luther zu spüren. Er hatte ja nicht nur gegen die Pfaffen und nicht nur gegen die Bauern, sondern auch gegen die Juden polemisiert. Er konnte nicht verstehen, dass das auserwählte Volk das Evangelium auch dann nicht annehmen wollte, als es ihm in unverfälschter, von päpstlicher Arroganz und scholastischem Hokuspokus gereinigter Form dargeboten wurde. Das wiederum kann die moderne Kirchenführung nicht verstehen, und so entsandte sie zwei Frauen, um Luther *in effigie* zu bestrafen und seinem ehernen Standbild die Augen zu verbinden. Gustav Adolf, dem Schwedenkönig, ohne dessen beherzten Eingriff die Evangelische Kirche den Dreißigjährigen Krieg wohl kaum überlebt hätte, ergeht es nicht besser. Er kämpfte ja nicht nur mit Gebet und frommen Liedern, sondern mit dem Schwert in der Hand; und das war eben falsch. Das kann ihm die moderne Kirche nicht nachsehen, und deshalb ist der fromme König als Schutzpatron und Namensgeber nicht länger erwünscht. Krieg führt diese Kirche nur noch gegen das Virus – nicht für die Freiheit, auch nicht für den Glauben, und für die Glaubensfreiheit schon gar nicht.

Natürlich ist es besser, im Frieden zu leben, als im Krieg zu sterben. Das ist eine triviale Aussage, das hört man überall, dazu braucht man keine Kirche. Selbst Hobbes, der Fürsprecher des starken Staates, lässt sich

in diesem allgemeinen Sinn als Pazifist bezeichnen, denn dass die Regierung dazu da ist, den Frieden zu bewahren, wusste auch er. So wie der Pazifismus von der Kirche propagiert wird, als Glaubensartikel also, verlangt er aber doch wohl etwas mehr. Dann gilt für ihn das gleiche, was Max Weber über die Gesinnungsethik bemerkt hatte: dass sie kein Fiaker sei, den man jederzeit verlassen und dann wieder neu besteigen kann. Doch genau so, als ein Vehikel, das man irgendwo stehen lässt, um später wieder aufzusteigen, wird der Pazifismus von der Kirche betrachtet, besser gesagt, benutzt: als eine Parole, die es erlaubt, auszusteigen und abzuwarten, im Grunde also: nichts zu tun.

Als in der Ukraine die Panzer rollten und die Kanonen donnerten, gab Margot Käßmann, die frühere Ratsvorsitzende, auf die Frage, was denn noch fehle, um namens der Kirche Ja oder Nein zu sagen, die schöne Antwort: die Debatte! Als ob es in Deutschland ein zweites Thema gäbe, über das ebenso leidenschaftlich (und folgenlos) debattiert worden ist wie über die Frage nach Krieg und Frieden: Wehrpflicht, Abschreckung, Vorwärtsverteidigung, Doppelbeschluss, Nachrüstung und so weiter bezeichnen nur die wichtigsten Stationen auf diesem langen Weg. Frau Käßmann reicht das aber nicht, sie möchte gern noch etwas weiterreden. Das Wort nicht mehr zur Vorbereitung, sondern als Ersatz fürs Handeln: das ist die Quintessenz der evangelisch inspirierten Friedenspolitik.

Den Mund halten, eine Runde lang aussetzen, das wäre die richtige Antwort gewesen. Aber das kann, das will die Kirche nicht. Sie will mitmachen und mitschwimmen, und das verlangt Rücksicht auf den Wechsel der Gezeiten. Als in einem pfälzischen Städtchen ein junger Asylant seine Freundin vor aller Augen niedergestochen hatte, warnte der Landesbischof öffentlich vor der Gefahr, sich zur Unmenschlichkeit hinreißen zu lassen. Gemeint war damit aber nicht der Mörder, gemeint waren die Bewohner, die den jungen Mann mitsamt seinen alternativen Wertvorstellungen in ihrer Mitte nicht willkommen heißen wollten. Gewiss, die Kirche ist Partei, sie steht auf Seiten der Mühseligen und Beladenen, vertritt die Opfer; in Kandel – und nicht nur dort – gab es aber doch mindestens zwei von ihnen. Das irritiert die Kirche aber nicht, sie nimmt auch dann Partei und dekretiert, wer Opfer ist. Und damit eben auch: wer nicht. Nachdem ein Schutzsuchender im Frankfurter Hauptbahnhof ein Kind vor den Augen seiner Mutter vor den Zug gestoßen hatte, fehlte es nicht an Stimmen,

die danach fragten, was einer durchgemacht haben musste, um so etwas zu tun. Die Frage, was die Mutter durchgemacht hatte, die mit ansehen musste, wie ihr Kind vom Zug überrollt wurde, ist öffentlich nie gestellt worden. Traumatisiert sind immer nur die anderen.

Die Kirchen machen es wie Post und Bahn, sie suchen Kunden. Die Kunden sind mobil, divers und bunt und legen Wert darauf, persönlich angesprochen zu werden. Wie man das macht, haben die Kirchenführer von der Werbeindustrie gelernt; und sie erweisen sich als gute Schüler. Gruppenbezogene Gottesdienste gibt es inzwischen für alles mögliche, für Plüschtiere, lesbische Frauen und schwule Männer, und neben den hergebrachten Kerzen werden auch Motorräder gesegnet, Fahrer und Fahrer*innen eingeschlossen. Das Gendersternchen darf nicht fehlen, denn neben der Digitalisierung steht der Feminismus auf der Tagesordnung der protestantischen Kirche ganz weit oben. Deswegen hat sie die Bibel in eine Sprache übersetzt lassen, die sie »gerecht« nennt – als ob die Kirchensprache nicht immer schon gerecht gewesen wäre. »Mit Mutterhänden leitet Er / Die Seinen stetig hin und her«, heißt es in einem alten Kirchenlied, ein anderes begrüßt das Kommen des Heilands »aus seines Vaters Schoß« – was physiologisch ziemlich schwer, metaphorisch dagegen leicht zu verstehen ist. Es heißt nichts anderes als: beim Reden über Gott spielt das Geschlecht keine Rolle. Die feministische Theologie weiß davon nichts, will davon auch nichts wissen, um weiterhin mit viel Geschrei gegen einen Busch anzurennen, in dem keiner sitzt.

Verbo solo, allein durch das Wort, das war einmal die Devise der Lutheraner. Inzwischen schreiben sie das Wort, um das sich alles dreht, so: »G*tt, w/m/d«. Mit dieser Abkürzung lud das Bibelhaus-Erlebnismuseum in Frankfurt am Main zu einem Theaterstück, das unter dem Titel »Jesus, Queen of Heaven« den Nazarener als eine queere Person darstellt, die ihre sexuelle Selbstbestimmung zelebriert. Das Vulva-Malen, der bunte Workshop beim letzten Kirchentag in Dortmund, reicht nicht mehr, ein neuer Stimulus muss her, und was wäre stimulierender als die Frage nach der sexuellen Orientierung von Jesus und seiner Kundschaft? Hatte er mit Maria aus Magdala ein Verhältnis, war Johannes sein intimer Freund, und so weiter – das sind drängende Fragen, und Frankfurt ist der richtige Ort, ihnen nachzugehen, denn Frankfurt gehört zum Sprengel von Volker Jung, dem Präsidenten der Evangelischen Kirche von Hessen und Nassau. Er ist ein vielseitiger Mann, Mitglied in allen möglichen Gremien, lange Zeit Sportbeauftragter seiner Kirche, inzwischen federführend für ihren medialen Auftritt. Der ist dann auch danach.

»Es sind in Deutschland die Theologen [Theologinnen gab es damals noch nicht], die dem lieben Gott ein Ende machen«, hatte Heinrich Heine geschrieben, »man wird immer von seinen Freunden verraten, nie von seinen Feinden«. Als getaufter Jude wusste er Bescheid. Er liebte Martin Luther, der das Wort ernst genommen hatte. Seine Nach-Nachfolger tun das längst nicht mehr, sie sind großzügig geworden, haben sich angepasst und sprechen eine Sprache,



Ausgezeichnet mit dem diesjährigen Georg Dehio-Preis des Deutschen Kulturforums in Potsdam!

DIE KASTANIEN VON CHARKIW sind die letzte literarische Standortbestimmung der Ukraine in deutscher Sprache, verfasst unmittelbar vor dem russischen Überfall.

Längst ist das Buch auch in der Ukraine in Übersetzung zu lesen.

Serhiy Zhadan, Preisträger des Friedenspreises des deutschen Buchhandels, sagt dazu: "Warum ist das Buch von Michael Zeller so wichtig? Es zeigt, daß die Ukraine ein Land mit gar nicht einfacher Geschichte ist ..."

Und Andrei Kurkow, Präsident des ukrainischen PEN, stellt im Vorwort zu **DIE KASTANIEN VON CHARKIW** fest: "Michael Zeller hat das Buch für einen europäischen Leser geschrieben. Desto mehr ist es für uns von Interesse!"



Gefördert durch das Amt für Internationale Beziehungen der Stadt Nürnberg



die zu nichts verpflichtet. »Der Mond ist aufgegangen, die goldnen Sternlein prangen« – das schöne Abendlied, das der evangelischen Naturfrömmigkeit mit ebenso rührenden wie mahnenden Worten Ausdruck verleiht, klang bisher in die Bitte aus, die Sänger ruhig schlafen zu lassen, »und unsern kranken Nachbarn auch«. Das geht den Gleichstellungs-Beauftragten gegen den Strich. Der kranke Nachbar ist erstens Singular und zweites männlich, politisch also zweimal inkorrekt, muss deshalb neutralisiert, also gleichgestellt und gleichgeschaltet werden. In dieser Absicht ist er durch »alle kranken Menschen« ersetzt worden – womit das Gebot der Nächstenliebe so unverbindlich klingt, dass es auch von Feministen und Feministinnen nachgesprochen werden kann. Der kranke Nachbar ist gefährlich, er könnte sich bemerkbar machen, nach Hilfe rufen, und was dann? Alle kranken Menschen sind harmlos, bedeuten wenig und verlangen nichts, zumindest nichts Konkretes. Sie sind über die ganze Welt verteilt, man hört sie nicht und sieht sie nicht, und wenn sie sich bemerkbar machen, dann wählt man 112. Man rettet nicht, man lässt retten.

Auch Worte sind Taten, sagt das Sprichwort. Doch solche Worte kennt die EKD nicht mehr, sie werden überlesen, neu gefasst oder so lange umgedeutet, bis sie genauso glatt klingen wie alles, was diese Kirche sonst noch von sich gibt. Heinrich Bedford-Strohm, Landesbischof in Bayern, ist ein Liebhaber des interreligiösen Dialogs, wird also den Koran gelesen haben und die Befehle kennen, mit denen Allah, der Barmherzige, von seinen Gläubigen verlangt, den Ungläubigen die Hälse abzuschneiden, ihnen die Finger zu zerbrechen und die Haut vom Leibe zu ziehen. Dass Allah, wie Mohammed versichert, an diesem Treiben seine Freude habe, wird er wohl auch gelesen haben. Dennoch sieht er sich außer Stande, auf die Frage, ob es derselbe Gott ist, zu dem Christen und Muslims beten, eine klare Antwort zu geben: Mal scheine es ihm so zu sein, dann wieder so. Selbst die Gewalttäter, die Allah im Munde führen, wenn sie andere oder sich selbst in die Luft sprengen, haben den Bischof nicht davon überzeugen können, dass dieser Gott ein anderer ist als derjenige, der seinen Anhängern zumutet, dem Gegner, der sie auf die rechte Backe geschlagen hat, auch noch die linke hinzuhalten. Wozu braucht man einen solchen Bischof?

Die Amtskirche redet und debattiert über alles Mögliche, nur nicht über die Möglichkeit, ins Leere

zu laufen, weder Beifall noch Widerspruch zu finden, sondern überflüssig, nicht mehr gebraucht zu werden, weil sie nur das sagt, was alle anderen auch schon gesagt haben. Will man sich an die Demoskopen halten, die Umfragen über Glaubwürdigkeit, Verlässlichkeit und Ähnliches veranstalten, landen die Kirchen und ihre Vertreter regelmäßig auf einem der hinteren Plätze, gleichauf mit Politikern, Journalisten und Taxifahrern. Der Strom der Menschen, die Jahr für Jahr die Kirche verlassen, bestätigt diesen traurigen Befund – über den man jammern müsste, wäre er nicht das letzte Mittel, die Gottesleute daran zu erinnern, dass sie sich offenbar verrannt haben.

Dietrich Bonhoeffer hatte das auf seine Art versucht, Kardinal Ratzinger, der spätere Papst, gleichfalls, als er vor Jahren zu erwägen gab, ob die Kirche nicht in die Katakombe zurückkehren müsse, um später in neuer Gestalt aus ihr wieder emporzusteigen. Der heutigen Kirche sind solche Überlegungen Hekuba. Statt in die Katakombe drängen ihre Repräsentanten auf alle Bühnen, vor jede Kamera und hinter jedes Mikrofon. Dort sonnen sie sich in ihren Privilegien und predigen Buße und Enthaltensamkeit, wenn sie den Klingelbeutel durch die Reihen gehen lassen. »Wer sich selbst erniedrigt, will erhöht werden«, notierte Friedrich Nietzsche unter dem Stichwort »Lukas 18,14, verbessert« (*Menschliches, Allzumenschliches I*, 87.). Als Zögling eines protestantischen Pfarrhauses kannte er sich aus.

Unter den vielen rätselhaften Gestalten, denen Alice, die Heldin aus Lewis Carrolls bekannter Märchenerzählung, im Wunderland begegnet, ist mir die Cheshire Cat, die ewig grinst, seit eh und je am rätselhaftesten erschienen. Wie kann ihr Grinsen im Raum zurückbleiben, wenn die Katze den Raum schon längst verlassen hat? Das war meine Frage, und die, zumindest die hat Bedford-Strohm beantwortet. Er lacht ja nicht und lächelt nicht, er grinst. Sein Grinsen ist so unvergesslich, dass es auch nach seiner Zeit als Ratsvorsitzender der EKD den öffentlichen Raum beherrscht. Zu Recht, denn seine gefrorenen Gesichtszüge sind das Gesicht der Evangelischen Kirche von heute.